

# Illustrierte Unterhaltungsbeilage

## „Der Gesellige.“



41. Woche.

Verlag: Gustav Röthes Buchdruckerei u. Verlag „Der Gesellige“ in Graudenz.

Jahrgang 1915.



Traubenzeit in Brüssel: Unsere Feldgrauen beim Einkauf auf den Straßen Brüssels.

# Herrn Dübellers Töchter

Roman von Hans Becker.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr saß sprachlos. Nur langsam fing er an zu begreifen. Tränen traten in seine Augen; er hatte Elsa an sich gezogen und sprach leise: „Mein Kind, mein gutes! Wie sorgst Du für Deinen alten Vater! Und Lisa, auch sie ist so gut zu mir — aber die Mutter, die hat nur die Sorgen gehabt. Warum konnte sie nicht all das Glück miterleben?“

Als Elsa gegangen war, rief er Fräulein Zettchen herein. „Mein Schwiegerjohn, der Fürst, wünscht, daß ich hier nicht wohnen bleiben soll. Er hat für mich eine Villa am Schiffgraben gekauft. In den nächsten Tagen werden wir umziehen.“

Er schwieg, um zu sehen, welchen Eindruck seine Worte auf Fräulein Zettchen machten. Die stand da wie Lots Frau seligen Angedenkens, nur daß sie den Mund weit geöffnet hatte, was von genannter Dame nicht bestimmt zu behaupten ist.

Herr Dübeller sprach weiter: „Die Möbel hier, alle, nehme ich mit, ich will mich davon nicht trennen, obgleich die Fürstin, meine Tochter, für ganz neue Ausstattung sorgen wollte. Nur ein Zimmer, verstehen Sie, Fräulein Zettchen, ein Zimmer habe ich zugestanden. Ferner will sie mir einen kleinen Wintergarten einrichten, zehn, zwölf Blumentische werden darin Platz finden.“

Zettchen schwieg noch immer, nur einen Gedanken hatte sie: Würde sie all diese Herrlichkeit mitgenießen dürfen, oder müßte sie fort?

Wie Balsam träufelte es in ihre Seele, als Herr Dübeller jetzt fortfuhr: „Noch eins, Fräulein Zettchen, Sie müssen sich eine ordentliche Hilfe für die gröbere Arbeit anschaffen, allein können Sie das nicht bewältigen — denken Sie, eine ganze Villa. Aber mit der Person, die Sie sich die letzten Wochen angeschafft hatten, um das Haus zu reinigen, ist nichts, die ist viel zu alt. Suchen Sie eine jüngere, es wird auch dann noch genug für Sie zu tun bleiben, obgleich ich die Blumen ganz auf mich nehmen will. Auch den Garten.“ fügte er etwas unsicher hinzu, denn er wußte nicht, ob Elsa einverstanden sein würde, daß er, der Schwiegervater des Fürsten, sich mit Gartenarbeiten beschäftige. Und doch war dies von Jugend auf sein sehnlichster Wunsch gewesen. Nun sollte er einen großen Vorgarten ganz für sich allein haben! Was ließ sich da nicht alles säen und pflanzen! Dazu noch der Wintergarten mit den zehn oder zwölf Blumentischen. Rosen, Nelken und Tulpen wollte er groß ziehen — und mit den schönsten das Grab seiner Frau schmücken.

Eine große Unruhe kam über ihn. Am liebsten wäre er gleich nach der Villa gegangen, hätte die Zimmer gemustert und Plätze für die Möbel ausgesucht. Doch das ließ sich nicht machen.

Elsa wollte erst am anderen Nachmittag kommen, um mit ihm nach dem Schiffgraben zu fahren, da sie noch manches zu besorgen hatte, wie sie gesagt.

So mußte er sich, so schwer es ihm wurde, noch die lange Zeit gedulden, lief durch die Wohnung und untersuchte Stück für Stück der Einrichtung. Bald stand er gedankenvoll vor einem Schrank, bald rief er Zettchen aus der Küche.

„Was meinen Sie, Fräulein Zettchen, den werden wir aufpolieren lassen müssen!“ oder: „Ich denke, Fräulein Zettchen, hier das Sofa sieht doch schon recht mitgenommen aus, ohne neuen Ueberzug wird's nicht abgehen.“

Als Zettchen dann wieder hinausgelaufen war, in Angst und Sorge, daß die Suppe verbrennen könne, holte er alle seine alten Tabakspfeifen — seine Sammlung, wie er es nannte — von der Wand herunter und fing an, daran herumzuzwischen.

Wie er so eine nach der anderen in die Hand nahm, wanderten seine Gedanken zurück in die Vergangenheit.

Hier diese, mit der Aufschrift: „Zum Geburtstag“, war die erste gewesen, die ihm seine Frau im ersten Jahre ihrer Ehe geschenkt. Einen kleinen Sprung hatte der Pfeifenkopf, ganz behutsam mußte er damit umgehen. Eine andere war da. „Zum Andenken“, las er. Diese hatten ihm Kollegen in

der Mühle verehrt. Weiter — eine schöne Meerschammpfeife, ganz dunkelbraun geraucht — ein Geschenk des Direktors des Zoologischen Gartens. Auch eine kurze Holzpfeife, aus seiner Militärzeit stammend, das Mundstück ganz durchbissen. Viele, viele Jahre war diese alt, und viele Jahre war er selbst alt. Ein Schreck überkam ihn, als er nachrechnete. Wie war er sich dessen so bewußt geworden wie in diesem Augenblick — er war ja schon ein ganz alter Mann. Wie lange würde er denn überhaupt noch leben! Doch er beruhigte sich gleich wieder. Noch war er rüstig — das Glück, die Sorglosigkeit — alles würde dazu beitragen, sein Leben zu verlängern.

Er lachte still in sich hinein.

„Wenn ich nur erst in meiner Villa bin, da darf er nicht hinein, der Knochenmann!“

Am anderen Tage nachmittag kam Elsa und fuhr mit ihm hinaus nach dem Schiffgraben. Er wollte nicht gleich in das Haus. Erst stand er eine ganze Weile in dem Garten und sah über die noch bedeckten Blumenbeete.

„Das muß alles gleich herunter, es ist die höchste Zeit, die Rosen müssen aufgerichtet werden, damit sie Licht und Luft bekommen, auch Schneeglöckchen sind schon da, die wollen auch ans Licht.“

Er fuhr mit dem Stock über die Beete. „Hier muß etwas anderes hin, vielleicht ein schönes Teppichmuster.“ Sein Gesicht strahlte. Er hatte ganz vergessen, daß zu dem Garten auch ein Haus gehörte. Endlich ging er mit Elsa hinein, und diese fing an, zu erklären: „Hier links, das große Zimmer, Vater, denke ich, nimmst Du für Deine Blumen. Es ist viel Sonne hier, und alles wird gut gedeihen. Die Tür direkt in den Garten, so daß Du alles zusammen hast. Die hellen Korbmöbel, die noch im Vorhause stehen, kannst Du Dir um die Blumentische herumstellen, so hast Du einen vollständigen Wintergarten.“

Er bewegte sinnend den Kopf. Seine Gedanken waren noch immer draußen im Garten, erst mal diesen, die Zimmer, das Haus, kamen erst in zweiter Reihe.

Als ihn Elsa jedoch in den gegenüberliegenden Raum führte, wären beinahe die Blumen zu kurz gekommen.

Was war das?! Ein vollständig eingerichtetes Kabinett. Der Tür gegenüber an der Mittelwand ein großer Divan, ein Tisch davor, rechts und links große Sessel. Am Fenster ein Schreibtisch mit Schreibstuhl, in den Ecken der Mittelwand je ein Schrank mit Glastüren. Der eine eingerichtet, um die Pfeifensammlung aufzunehmen, der andere für Zeitungen, Tabak, Zigarren. Es standen jetzt schon einige Kästen davon in den Nischen.

Auf dem Fußboden lagen, noch unaufgerollt, Teppiche und Portieren, auch ein Schaukelstuhl fehlte nicht.

Ueber dem Sofa hing ein großes Delbild Frau Dübellers. So fehlte auch Frau Malchen nicht in dem Raum.

Elsa hatte gleich nach ihrer Ankunft in Hannover einem bekannten Maler Auftrag gegeben, nach einer Photographie und ihren Angaben das Gemälde der Mutter herzustellen, um es dem Vater bei ihrer Abreise zu übergeben, und hatte es nach Kauf der Villa gleich hierher bringen lassen.

Die Augen des alten Herrn wanderten von einem Gegenstand zum andern, bis sie auf dem Bilde haften blieben. Er sah auf Elsa, die glücklich wie ein Kind neben ihm stand. Ohne ein Wort zu finden, beugte er sich zu ihr herab und küßte sie. Wie ein Schluchzen kam es aus ihm heraus: „Kind, Kind!“

Er mußte sich sehen, die Augen schließen, die Lider wurden ihm schwer, in den Ohren fühlte er ein Säusen und Klingeln. Ganz überwältigt war er. War das alles kein Traum? War er das wirklich selbst, er, Friedrich Dübeller? War die schöne, elegante Frau, die seine Hand gefaßt hielt, seine Tochter? Oder würde er gleich erwachen, der Spitz verschwunden sein, er im dritten Stock des alten Hauses am Klagesmarkt sich wiederfinden mit den trüben Gedanken an seine Kinder, die irgendwo in der Welt den Leuten Komödie vorspielten?

Er fürchtete sich, die Augen zu öffnen. Gewiß, es würde nichts mehr übrig bleiben; Elsa, das Bild seiner Frau, die Möbel, das Haus — alles war nur Täuschung gewesen. Am besten wäre es schon, nicht mehr zu erwachen, weiter zu träumen, vom Leben nichts mehr zu sehen.

Ganz plötzlich fiel ihm Lisa ein. Die war ja auch verheiratet, noch vor kurzem bei ihm gewesen; so war dies alles, was er eben gesehen, vielleicht doch Wirklichkeit, kein Traum.

Das Surren in seinem Kopf wurde schwächer, schien ganz nachzulassen; dagegen hörte er jetzt eine Stimme: „Vater, lieber Vater!“ Das war ja Elsas Stimme. Noch ganz zaghaft öffnete er die Augen. Da war ja wirklich Frau Malchens Bild, da stand Elsa neben ihm, hatte die Hand auf seine Stirn gelegt und sah ihn ängstlich an. Das Zimmer war noch da, die Möbel, alles; durch das offene Fenster drang ein frischer Luftzug. Er hatte nicht geträumt, es war alles so geliebt, wie es vorher gewesen, als er sich so ermüdet gefühlt und die Augen geschlossen hatte. Ganz beschämt fühlte er sich, daß er so schwach hatte sein können.

„Die Frühlingsluft, Elsa — Du weißt ja, die wirkt immer so ermüdend auf mich.“

Er erhob sich, noch etwas schwerfällig, wollte das aber nicht zeigen und wiederholte nur wieder: „Ja, ja, die Frühlingsluft! Wir hätten nicht fahren, sondern gehen sollen, Bewegung tut gut. Und nun komm, laß uns die übrigen Räume ansehen.“

Sie gingen durchs ganze Haus, sahen die obere Etage, kamen herunter in die Küche und standen bald wieder im Garten. Ehe sie hinausgegangen, hatte Dübeller noch die Tür zu dem Kabinett geöffnet und einen Blick hineingetan. Grüßend folgten seine Augen zu dem Bilde seiner Frau hin, dann folgte er Elsa.

Als diese ihren Vater nach Hause gebracht, fuhr sie zu Sanitätsrat Berthold. Sie war in Sorge, denn wenn sie die leichte Ohnmacht — eine solche schien es doch gewesen — auch mit den vielen neuen Eindrücken, denen der Vater in den letzten Tagen, namentlich heute, ausgesetzt gewesen, erklärte, wollte sie doch nichts versäumen und den Arzt bitten, den Vater im Auge zu behalten. Denn dieser selbst — das wußte sie — würde nicht nach dem Doktor schicken, auch wenn er ernstlich erkrankte. Das gehörte so mit zu seinen Eigenheiten.

Eine Woche später kam die Abreise.

Am letzten Tage saßen Elsa und der Fürst mit dem alten Dübeller in der nun fertig eingerichteten Villa beim Kaffee. Ganz wie damals am ersten Tage ihrer Ankunft, und doch so anders.

Wie war alles so herrlich und schön! Wie strahlte die Villa im Glanze der Sonne, die ihr Licht durch alle Räume ergoß und sich besonders die schneeweiße Kaffeedecke und die funkelnde Kaffeemaschine ausgeleuchtet zu haben schien, denn sie blinkte und blitzte, spielte und tändelte mit ihnen, als wenn sie sie in ihr Herz geschlossen hätte.

Wie strahlte auch Fräulein Zettchen heute mit dem neuen Spitzenhaubchen, dem Zeichen ihrer erhöhten Würde als Hausdame, der neuen Seidenschürze, über die sie nicht mehr ängstlich mit den Händen strick! Wie blickten ihre Augen stolz auf das saubere, dralle Mädchen, das heute dem fürstlichen Paare mit einem unter ihrer Leitung einstudierten Knir die Tür geöffnet hatte, während auf ihrem eigenen Gesicht noch der Widerschein ihres Glückes lag, des Glückes über die guten Worte des Fürsten, die er gestern gesprochen. „Fräulein Zettchen,“ hatte er gesagt — sie erinnerte sich jedes einzelnen Wortes ganz genau — „bleiben Sie meinem Schwiegervater eine so treue Pflegerin wie bisher. Wir, meine Frau und ich, werden Ihnen das danken.“ Und gar keine Angst hatte sie gehabt, als er mit ihr gesprochen, und auch wirklich nicht gezittert, als er ihr die Hand gereicht hatte. Später dann noch das schöne Geschenk, das ihr die Fürstin gegeben, eine Brosche, ganz aus Gold, mit einem funkelnden Steinchen darin. Ja, Fräulein Zettchen war glücklich.

Nicht ganz so glücklich fühlte sich heute Herr Friedrich Dübeller. Der bevorstehende Abschied stimmte ihn wehmütig; aber schließlich — auch Italien liegt ja nicht aus der Welt, und bald würden seine Kinder wiederkommen.

\* \* \*

Schon mehrere Monate hatten Elsa und ihr Mann in Florenz zugebracht, sich auch trotz des weit vorgerückten Frühlings und der immer heißer werdenden Tage von der schönen Stadt nicht trennen wollen; ja, sie waren fast entschlossen gewesen, einen Teil des Sommers daselbst zuzubringen, und nur der Umstand, daß Elsa unter der Hitze zu leiden anfing, hatte

den Fürsten veranlaßt, darauf zu dringen, Florenz mit einem Seebad zu vertauschen.

Wie in einem Idyll hatten sie gelebt.

Der Eindruck, den Elsa in der ersten Stunde des Sehens auf den Fürsten gemacht, der bei dem ernststen, fast menschlichen Manne die Liebessehnsucht erweckt hatte, die dann zur Leidenschaft geworden war, hatte sich in jene große, ernste Liebe verwandelt, die nicht nur im Begehren besteht, sondern auch die Frau, die diese Liebe einzulösen vermocht hatte, als eine Glücksbringerin ansieht, der das Leben zu weihen allein schon ein Glücksgefühl hervorruft.

Wohl hatte der Fürst nach und nach die Lücken in Elsas Bildung wahrgenommen, aber weit davon entfernt, sie je diesen Mangel fühlen zu lassen, hatte er es verstanden, ihr Interesse für alles zu erwecken, was eine Frau in ihrer Stellung, seine Frau, kennen mußte.

Nicht an der Eigenart ihres Wesens und Sichgebens wollte er modeln, durchaus nicht. Wie sie war und wie sie sich gab, hatte er sie geliebt und liebte sie. Die frühere kleine Soubrette Elsa besaß genug Herzenstakt und angeborene Grazie, Grazie auch des Verstandes und Geistes, um die Fürstin Elsa nicht den kleinsten Verstoß machen zu lassen.

Mit ihrem sichereren Gefühl hatte sie schon vor ihrer Heirat, als sie noch bei der Bühne war, herausgefunden, was ihr an Wissen fehlte, und sich in fremden Sprachen zu vervollkommen bestrebt. Der Fürst leitete diese Anfangsstudien in liebenswürdiger Form weiter, indem er, wie zufällig, die Konversation mit ihr bald französisch, bald englisch führte, und es war ihm eine Freude, wahrzunehmen, mit welchem Eifer sie diese Gelegenheit ergriff, um sich zu unterrichten, häufig selbst damit anfang und sich auch, so schwer es ihr wurde, einem direkten Unterricht in der russischen Sprache unterzog.

Ihr Aufenthalt in Florenz hatte in ihr den Wunsch erweckt, sich auch mit dem Italienischen bekannt zu machen, und es war erstaunlich, wie schnell ihr Kopf, der bisher nur mit Musik und Kollenstudium angefüllt gewesen war, alles aufsaßte.

Hand in Hand mit dem Sprachunterricht verstand es der Fürst, ihr Interesse für Literatur und Kunst zu erwecken. Denn das, was ihr bisher als solche gegolten, war nur die Kunst der Bühne, der Text der Operetten gewesen; darüber hinaus hatte sie nicht gedacht, hatte bei ihrer angestrengten Tätigkeit auch nicht einmal denken können.

Was hatte sie von den Werken eines Boticelli, Rubens, Raffael, Rembrandt, von italienischer und holländischer Schule, diesem und jenem Stil, Renaissance, Gotik usw., worüber die Gesellschaft mit und ohne Verständnis zu plaudern verstand, gewußt! Für sie waren bisher Strauß, Offenbach der Inbegriff der Kunst gewesen.

Noch ehe sie nach Florenz gekommen, waren sie einige Wochen in Paris gewesen, und ganz allmählich ohne je lehrhaft zu werden, hatte der Fürst angefangen, sie einzuführen, sie im Louvre und den Museen mit den Wunderwerken bekannt zu machen. Auf der Fahrt durch Bois besprach der Fürst dann das Gesehene mit Elsa, ging aber auch gern darauf ein, wenn sie, durch eine besonders schöne Toilette abgelenkt, plötzlich dieser ihr Interesse zuwandte.

Weit mehr noch bot sich in Florenz Gelegenheit zur Fortsetzung der aufgenommenen Studien. Nicht nur, daß die Villa, die der Fürst erworben hatte, einen großen Teil Kunstschätze, die er auf seinen Reisen gesammelt und aus seinem Pariser Hause hierher hatte bringen lassen, da Florenz ihr ständiger Wohnsitz bleiben sollte, barg, so daß sie im eigenen Hause Anregung in Fülle und Fülle hatten, boten die Galerien, deren Schätze sie anders als in Paris, wo alles wie auf der Durchreise, nach Touristenart gesehen wurde, die beste Gelegenheit zu ernstester Betrachtung. Und ernsthaft hatte Elsa „ihre Lektionen“, deren Ziel sie un schwer erkannt, schon lange genommen, fühlte eine große Dankbarkeit für ihren Mann, der rastlos bemüht war, sie auf so feinfühlende Art heran zu bilden.

Ein ganz besonderes Vergnügen bereitete Elsa die tägliche Fahrt in den Cacinen.

„Florenz hat schöne Frauen!“ hatte sie einmal vor sich hingeträllert; der Fürst hatte sie in seine Arme geschlossen und gesagt: „Doch die schönste bist Du!“

Das hatte sie ganz stolz gemacht, und wenn sie ihre Promenadenfahrt machten, suchte sie sich zu überzeugen, ob ihr Mann nicht doch übertrieben hätte. Beinahe durfte sie glauben, daß dies nicht der Fall war, wenn sie die vielen auf sich gerichteten Blicke sah.

Auch den gesellschaftlichen Verkehr hatte der Fürst nicht

vernachlässigt, Elsa in die bevorzugten Kreise der russischen Kolonie eingeführt, ihre Villa wöchentlich einmal zum Sammelplatz gemacht. Alles hatte dazu beigetragen, ihr Leben in Florenz so zu gestalten, daß kaum ein Wunsch blieb, und nur schwer hatten sie sich von der ihnen so liebgewordenen Stadt getrennt.

Und doch verging eine lange Zeit, ehe sie dahin zurückkehrten; denn während sie den Sommer in Trouville verbracht, im Herbst Venedig besucht hatten, befanden sie sich jetzt, Mitte November, auf dem Wege nach Kairo.

In Venedig war es kühl geworden, regnerische Tage. Elsa hatte gehustet und der Fürst den Vorschlag gemacht, den Winter in Aegypten zu verbringen.

Nun saßen sie auf der Terrasse von Shepherds Hotel in Kairo, und Elsa blickte mit erstaunten Augen auf das Leben und Treiben, das sich zur Zeit der Korsofahrt entwickelte und an ihr vorüberzog.

War das ein Traum, war das Wirklichkeit?

Diese Menschen aller Rassen, diese Trachten aller Länder, dies Gemisch von Völkern — Aegyptern, Arabern, Türken, Nubiern, braunen, schwarzen, weißen, gelben Gesichtern, weiße, grüne Turbane, rote Fes, elegante, mit den edelsten Pferden bespannte Equipagen, aus deren herabgelassenen Fenstern die Augen der Haremsdamen funkeln, die Gesichter halb mit Schleiern verhüllt, voraus die Läufer in ihren reichen, goldgestickten Jacken, mit wehenden Ärmeln, die nackten Beine wie aus Bronze gegossen, auf dem Bock neben dem arabischen Kutscher, der sich in seiner Tracht nur durch den Fes vom englischen Koffelanker unterscheidet, der fette, feierlich dreinblickende Eunuch. Dazwischen, sich hindurchwindend, Fellachen und Fellachenweiber, zu Fuß oder auf Eseln, Schlangenbändiger und andere Zauberkünstler, eine Unzahl Rosenverkäufer — und wieder Equipagen mit den Vornehmern des Landes, den Vertretern der ausländischen Mächte, neben dem Kutscher statt des Eunuchen der Kawasse, voran wieder Läufer und über dem allen ein tiefblauer Himmel, eine strahlende Sonne, in der weichen Luft ein Duft von Rosen, die Sinne umschmeichelnd.

Ganz verjunkt war Elsa in den Anblick. Jetzt wandte sie sich zu dem Fürsten, aber sie sagte kein Wort, stumm sah sie ihn nur an; wie Dank lag es in ihren Augen für ihn, der sie in dies Wunderland geführt.

Später, zum Diner, hatten sie Gesellschaft — den russischen Generalkonsul Grafen Lobanow mit seiner Frau.

Es saß sich sehr hübsch in dem schönen Saale des Restaurants. Selbst wenn man verwöhnt war, konnte man sich dem Eindruck, den dieser im maurischen Stil gehaltene Raum mit dem milden Licht, den in rosa Seide gehüllten elektrischen Lampen, den Rosensträußen auf jedem der kleinen Tische, der auserlesenen distinguierten Gesellschaft rings herum machte, nicht entziehen. Der Aufenthalt bot etwas Intimes, man fühlte sich nicht wie in einem Hotel, auf Reisen, spürte ein Behagen, fast wie im eigenen Heim.

In einer Ecke des Saales, an einem größeren Tisch, saß eine Gesellschaft englischer Offiziere. Wohl aus besonderem Anlaß — zu einer Abschiedsfeier oder sonst einem Zweck — vereinigt, denn sie waren gegen ihre Gepflogenheit alle in Uniform. Das malerische Kleid der Bergschotten hob sich neben den Fracks an den anderen Tischen ganz besonders gut hervor.

Zwei Herren traten ein, im Frack und Fes. Der Generalkonsul tauschte Grüße mit ihnen. Dann sagte er erklärend: „Der Bruder des Aehedive.“

Für den anderen Tag stand ein Fest bei Sheheard bevor. Ein neuer Teil des zum Hotel gehörigen Gartens sollte eröffnet werden. Einladungen dazu waren seitens des Hotels an die Konsulate, an das englische Offizierkorps, an die Würdenträger der Stadt erlassen.

Wieder bot sich ein farbenprächtiges Bild.

Elsa ging promenierend mit der Gräfin Lobanow durch den Garten, als plötzlich ihr Fuß stockte, ihr Herzschlag sekundenlang aussetzte, ein Schreck ihre Glieder lähmte.

Doch noch ehe die Gräfin etwas wahrnehmen konnte, hatte sie sich beherricht und schritt weiter. Wohl hörte sie die Worte, die jene zu ihr sprach, aber es klang in ihrem Ohr, als spräche jemand nur wie aus weiter Ferne zu ihr; in ihrem Kopf sauste und brauste es. Doch mit aller Gewalt hielt sie sich aufrecht und suchte sich zur Ruhe zu zwingen. Vielleicht war es nur eine Täuschung gewesen, und der eine der beiden Herren, die grüßend vorüberschritten, gar nicht Schwesheim gewesen, wie es ihr geschienen. Aber nein, sie konnte sich nicht getäuscht haben; ganz deutlich hatte sie die starren, fassungslos auf sich gerichteten Blicke gesehen, gefühlt, wie seine Augen auf ihr geruht — ein Zweifel war nicht möglich.

Langsam fing sie an zu denken. Er, den sie vergessen gewollt, den sie, wie sie geglaubt, wirklich vergessen, aus ihrem Leben gestrichen, trat ihr hier entgegen. Sein Anblick hatte schon vermocht, ihr ganzes Inneres aufzuwühlen.

Wie kam er hierher? Sollte er von ihrem Hiersein gewußt haben, ihr gefolgt sein? Das war mit seinem Schreck bei der Begegnung nicht in Einklang zu bringen. Warum sollte er sie auch erst jetzt aufsuchen? Er hatte es doch schon früher tun, nach Petersburg, nach Florenz kommen können! Denn ebenso wie er ihren jetzigen Aufenthalt erfahren, wäre ihm das doch früher gelungen.

Es blieb nur der Zufall, der sie hier zusammengeführt. Wie im Fluge ging ihr dies alles durch den Sinn, und ebenso schnell kam ihr der Gedanke: „Nur ihn nicht wiedersehen, abreißen, sofort!“

Aber gleich verwarf ihr Stolz diesen Gedanken.

Warum sollte sie fliehen? Welchen Grund hatte sie? War sie sich einer Sünde bewußt, hatte sie ihm ihr Wort gebrochen, daß er als Richter erscheinen konnte? Nein, gewiß nicht! Sie fing an, sich zu beruhigen. Doch wieder kamen ihr Zweifel, ließen die kaum erlangte kühlere Auffassung nicht durchdringen. Irendetwas trieb immer von neuem ihr Blut zu schnelleren Schlägen an. Möglicherweise kam ihr zum Bewußtsein: Du hast Deinem Gatten nicht geachtet, hast seine Liebe angenommen, ohne ihm von der Liebe, die Du noch nicht überwunden, zu sprechen. Aber das ist ja Unsinn! Deine Liebe war ja längst vorüber, vergessen, eine Jugendphantasie — existierte nicht mehr. Was hätte sie beichten sollen?

Sie konnte sich zu keinem klaren Gedanken durchbringen; sie atmete auf, als der Rundgang beendet, sie wieder neben ihrem Manne saß.

Aber auch hier fand sie die Ruhe nicht. Es schien ihr, als ob die Augen des Fürsten fragend auf ihr ruhten. Ganz sicher sah sie zu ihm auf, fühlte, wie sie errötete und gleich wieder blaß wurde. Das war ja eine Unmöglichkeit, so weiter zu leben! Nur erst wieder allein sein, nicht plaudern, nicht lächeln müssen! Noch heute würde sie ihrem Manne alles sagen, bei ihm war ihr Schutz, dann würde ja alles wieder gut sein.

Da beugte sich der Fürst zu ihr.

„Elsa, Du scheinst angegriffen, ermüdet; wollen wir uns nicht zurückziehen?“

Sie hatte sich schon wieder in der Gewalt. Nur kein Aufsehen erregen! Sie konnte lächelnd antworten: „Nur ein wenig Kopfschmerzen, es geht wohl vorüber.“ (Fortsetzung folgt.)

## Ernte 1915 in Ostpreußen

Von Robert Kurpiun.

Wieder klingt die Sense, wieder rauscht das Korn in den Tälern und Hügeln Ostpreußens. Und aus Klängen und Rauschen steigt und strafft sich die Zubericht: Wir werden Brot haben trotz allem, trotzdem es auch eine zeitlang schien, als habe selbst der Himmel mit seinem besuchenden Tau sich auf die Seite der Feinde geschlagen. Das ist nun vorbei. Wir werden Brot haben auch auf den zerstampften Fluren Ostpreußens.

Und doch! Wie anders als früher tritt uns das Werben um die Ernte in diesem Jahr entgegen! Ein harter, scharfer Ton drängt aus der heißen Arbeit. Die Sichel klingt nicht, sie gleißt und schneidet nur wie draußen im Feld die des großen Schnitters. Wo sind die Lieder hin, wenn wie einst trotz noch getaner Arbeit die Burschen und Mädchen singend den Rain hinab heimwärts schritten? Dann warf wohl die Abendsonne die Goldfülle ihrer Strahlen auf die braunverbrannten Bronzegeichter, und die sonnenverbrannten Arme und Nacken der Schnitter und Schnitterinnen wiegen sich im Rhythmus des Liedes. Heute scheint, selbst die Sonne unfroh, fast kalt, und die Lieder sind verstummt. Die Burschen, die sie sangen, stürmen mit gespannter Wut über das Blachfeld oder schlafen längst auf den Fluren von Tannenbergs, zwischen den Seen Masjurenens, vor Warschau oder Zwangorod. Da wurde noch reichere Ernte gehalten.

Ein straffes Weib, ein flachsblonder Junge, kaum der Schule entwachsen, aber sehnig und schlank wie die Weide am Bach, führen heute den Sensenreigen. Zwei halbwüchsige Dirnen hinterher binden flink die Garben. Der zahnlöse Großvater hat seinen Sorgenstuhl neben dem großen Ofen verlassen und müht sich, die großen Garben zusammenzustellen.



Von österreichisch-ungarischen Truppen zurückgeschlagener Angriff der Bersaglieri.

Er murt nicht. Denn er weiß, daß es bitter nötig ist, hier und draußen im Feld. So nötig, wie damals vor 45 Jahren, als er dem roten Prinzen vor Metz und an der Voire den alten Feind zu Boden werfen half. Und heute geht's um mehr.

Mutter und Sohn haben ihren Schwad zu Ende gemäht und die Sensen zu neuem Schnitt geschärft.

„Mutter, wann kann ich gehn?“ Die blitzenden Augen des Knaben hängen fragend an der Mutter Mund.

„Wart' noch! Bist zu jung!“

„Der Fritz und Karl Steinwender sind auch gegangen.“

Um die Lippen des Burschen zuckt verhaltener Trost.

„Ist's nicht genug, daß der Vater und die vier Brüder gegangen sind? Und zwei kommen schon nicht wieder. Und die andern? — Wenigstens einen will ich behalten.“ Voll Sorge umklammert das Auge der Mutter ihren Jüngsten. — Ernte — Ernte!

Auf der Bahnstrecke dicht nebeneinander donnert leuchtend ein langer Zug heran, die Wagen mit Grün geschmückt, als ging's zur Hochzeit. Die Fenster sind dicht mit Feldgrauen besetzt, die winken und singen, rufen Hurra und werfen den aufhorchenden Mädchen Scherzworte und Kußhände herüber. Die Dirnen kichern, ergreifen die weißen Kopftücher und schwenken sie den Soldaten zu. Ob ihre Brüder, ihre Liebsten nicht auch dabei sind? Mutter und Sohn haben die Sensen hingestellt und schauen dem Zuge nach.

„Ist heute schon der siebente,“ ruft erregt der Junge, stößt mit großen Augen die Mutter an, wirft die Sense zu Boden, hebt beide Hände an den Mund und schickt einen gellenden Ruf dem Soldatenzuge nach, der im nahen Walde verschwindet.

„Was der Hindenburg bloß wieder vorhat?“ meint die Frau.

„Mutter, ich geh mit!“ Der Junge ist herangesprungen, hat die freie Rechte der Mutter ergriffen, hält sie wie mit Angen und will sie nicht loslassen. Eine Feuerflut strömt zum Herzen des Weibes. Sie ist ja so stolz, so unbändig stolz auf ihre Männer im Felde draußen. Und wenn auch schon zwei, die sie gebar, den Zoll des Todes zahlen mußten — es ist ja Ernte, reiche Ernte — und sie muß eingebracht werden, wenn nicht alles verderben, vergehen soll.

Und nun ihr Jüngster. Wenn er anders wäre als er ist, anders als seine hellen Kinderaugen es unbarmherzig fordern, sie würde sich seiner schämen. Es lebt etwas in ihr von jenen altgermanischen Feldweibern, die hinter der Schlachtfeldfront der Männer Streitärzte schärften und selbst damit in den Kampf sprangen, wenn die Not diesen Augenblick gebar.

„Silf mir nur noch das Korn einbringen; dann geh mit Gott, mein Jung!“

Der Knabe jauchzt auf und fällt der Mutter um den Hals. Dann ergreift er die Sense und mäht einen Schwad von doppelter Breite, daß seine Muskeln sich zum Berspringen straffen und der Schweiß in Wächlein von seiner Stirne rinnt. Er darf gehen!

Ein jurrendes Geräusch in der Luft läßt die Schnitter aufhorchen. „Ein Flieger, ein Flieger!“ Hoch oben durch den stahlblauen Aether zieht er stolz seine Bahn, einem gewaltigen Raubvogel gleich, mit weitausladenden Flügeln majestätisch dahingleitend, jeden Augenblick bereit, sich auf alles Feindliche zu stürzen, was tief unten krecht und flucht.

„Mutter, ich geh' zu den Fliegern!“

Sie schaut ihren Jungen an und versteht ihn. Fliegen, der Sonne zusliegen, was gäbe es Berauschenderes für die Jugend, für einen rechten Jungen! Hinein in das Unbegrenzte, Uferlose! Da spannt die Phantasie ihre Schwingen gleich dem stolzen Vogel, und ihre Welt ist das unendliche blaue Meer droben, vom Sonnengold durchflutet, von Stürmen durchbrandet. Was bedeutet heute noch der Wallensteinische Reiter, der „von seinem Tier“ auf die Kläglichkeit der Masse unter sich herablächelt? Heute jagt unsere Jugend mit den Wolken durch die Lüfte und gleitet gespenstisch durch die Urgründe des Meeres.

„Geh nur, geh, mein Jung! Ist ja Deine Welt!“

Sie mähen weiter. Die Halme rauschen, wanken und fallen. Da hält das Weib plötzlich inne. Mitten im Korn ein flacher Hügel, ein paar Halme und Feldblumen darauf, ein schmuckloses Holzkreuz aus Ristenbrettern mit verwaschener Inschrift. Der eine der beiden Balken ist schräg gegen die andern geneigt, obendrauf die zerschlossene Pelzmütze eines Kosaken. Ein Russengrab gleich den zahlreichen anderen hier in den Feldern und Wäldern umher.

Jäh quillt es auf in dem Herzen des Weibes. Ihre Hände falten sich nicht zu einem stillen Gebet, obgleich der hier schläft, auch einer Mutter Sohn war, der für sein Land starb. Warum packte eine grenzenlose Erbitterung das Weib? Die ungeligen Augusttage des vorigen Jahres sind vor ihren Augen wieder lebendig geworden mit all ihrer zerstörenden Not und Qual. Wie sie in das friedliche Dorf drang, die zuchtlose Horde, zu rauben, zu plündern und zu morden begann, vorgehend, die wenigen der zurückgebliebenen, verängstigten Bewohner hätten auf sie geschossen. Die Frau sieht ihre alte Mutter an den weißen Haaren von den Mördern über den Hof geschleppt werden, damit sie das Versteck ihres Geldes verrate. Sie hörte ihre Tochter in den Armen der Unholde um Hilfe schreien. Sie sieht die übrig gebliebenen Männer des Dorfes zusammengetrieben hinter der Scheune ihr eigenes Grab schaufeln, hört das Kommandowort des feindlichen Offiziers und sieht die Männer zusammenbrechen und in ihr Grab sinken. Da ist es kalt und hart geworden in ihrem Herzen. Die folgenden drei Wochen der feindlichen Herrschaft haben nichts mehr verschlimmern können. Sie waren vorübergegangen wie der Sturm an vergitterten Fenstern.

Dann aber war der Tag der Vergeltung gekommen. Wie ein Sturmwind waren die Hindenburger dahergebraust, alles vor sich niederwerfend. Sei, wie war da die schlotternde Angst jenen am meisten in die Beine gefahren, die am wüfsten gehändet hatten. Der hier schlief war einer der Schlimmsten gewesen. Auf seinem schnellen Pferd hatte er sich und seinen Raub in Sicherheit bringen wollen, als er aus ihrem Hofe sprengte, in den er zuletzt noch den Feuerbrand geworfen. Ein deutscher Jäger hinter ihm her. Da hatte sie selbst, das Weib, dem Gaul des Räubers eine Stange zwischen die Beine geworfen, daß es stolperte. Was sicherte es sie, daß die Kugeln sie umpfiffen. Und als die Lanze des Jägers dann den Räuber vor ihren Augen durchbohrte, daß er mit einem Fluch seine Seele aushauchte, da hatte sie eine wilde Freude empfunden.

Dieses Gefühl war auch heute nicht in ihr erloschen, als sie mit der Sense vor dem Grabe stand. Sie brauchte nur nach den Brandruinen ihres Hofes zu schauen, um es von neuem in seiner ganzen Bitterkeit aufsteigen zu lassen. So ging es tausend andern, die gleich ihr jene furchtbaren Tage durchlebt hatten. Was wußte man fern im Reich davon? — Die eigenen Soldaten sagten hernach, die Ostpreußen wären unfreundlich und hartherzig sogar gegen die eigenen Landsleute gewesen. Ist's nicht zu verstehen? —

Die Schnitter mähen um das Grab herum. Die Halme darauf berührt ihre Sense nicht. Sie hätten ihr Brot entweicht.

Schwärme von Krähen und Raben durchziehen frätschend das Gelände und schwärmen um die Gräber der Gefallenen. Mit der großen Schlacht haben sie sich eingestellt und weichen nicht. Noch mancher Unbestattete liegt wohl in den Wäldern und Brüchen unaufgefunden und stillt ihren Hunger. Auch sie halten gute Ernte dieses Jahr. Spgar Wölfe sollen sich witternd im Winter eingefunden haben.

Quer durch die Erntefelder ziehen Schützengräber mit Unterständen, Drahtverhaue, Zäune und Blockhäuser. Spanische Reiter, die die Wege sperren, sind beiseite geschoben. Hier ist eine starke deutsche Verteidigungsstellung geschaffen und wird gehalten und verstärkt für alle Fälle. Noch ist der Krieg nicht beendet. Der kluge Mann baut vor. Die russischen Befestigungen gegenüber werden entfernt und eingeebnet. Russische Kriegsgefangene in ihren erdbraunen Kitteln wickeln den Stacheldraht von den Pfählen und zerstören ihr eigenes Werk. Stumpf und gleichgültig starren sie dich an, nur wenige verbissen und höhnisch. Es liegt etwas erbärmlich Anechtisches und Blödes in ihrer Masse. So können wir uns unsere Gefangenen drüben nicht vorstellen.

Eine rote Binde am linken Arm, eine weiße Nummer auf der Brust kennzeichnen sie. Schmutz und Schutt, ihr Werk, räumen sie weg, müssen aber auch bei den Erntearbeiten helfen. Zu Zweien, Dreien unter der Aufsicht des alten Bauern, auf Gütern in größerer Zahl, von Landsturmlenten bewacht, kann man sie beobachten. Ich sah sie aber auch einzeln ohne Bewachung mit der Mähmaschine, dem Pfluge auf dem Felde arbeiten.

Ihr einziger Gedanke ist: chleba — Brot. Es ist, als ob sie mit ewigem Hunger gestraft wären, weil sie Unmengen des Brotes sinnlos vernichtet hatten. Wenn sie davon genug bekommen — es gehört viel dazu, ihren unergründlichen Magensack zu füllen — sind sie fleißig bei der Arbeit, denken auch nicht ans Weglaufen. Erhalten sie jedoch nur die vor-

geschriebene Menge, so faulenzten sie, stehlen, wo sie können und laufen fort. In der Regel aber kommen sie nicht weit. Sind sie am Abend satt von Arbeit und Brot, so hocken sie zusammen in ihrem Quartier und singen schwermütige Weisen.

Sie können noch singen. Und nebenan starren die Giebel der von ihnen verbrannten Häuser empor. Verkohltes Geäst uralter Bäume reckt klagend seine schwarzen Arme in die Luft. Wann wird es wieder grün werden in diesen Dörfern? Die Gefangenen sagen, sie hätten täglich Instruktion im Zerflören feindlichen Gutes erhalten. Darum auch!

Noch darf in den Grenzkreisen nichts endgültig aufgebaut werden. Der Feind könnte wiederkommen; das lastet wie ein Alp noch auf tausend Gemütern. An manchen Orten ist er viermal gewesen. Nur was unbedingt zum Wohnen und Bergen der Ernte nötig ist, wird hergestellt. Man ist zufrieden. In einer Ecke der Trümmerstatt, wo erhaltene Brandmauern zusammenstoßen, hat man ein kunstloses Dach aus Stroh oder Pappe darübergebaut. In dieser Höhle haust das Weib mit seinen Kindern wie in Urzeiten. Daneben ein paar Haustiere, aus der Not gerettet oder aus dem Innern des Reiches als Spende geboten. Wo Scheunen erhalten sind, nehmen sie wie immer den Garbensegen auf. Wo sie in Schutt liegen, hilft der Nachbar aus, oder die Ernte wird draußen zusammengefahren, sofort mit Maschinen ausge-

droschen, gereinigt und an einen sichern Ort geschafft. Dafür sorgt der Staat. Man wird nicht wieder den Fehler des vorigen Jahres machen, wo mangels rechter Voraussicht ein großer Teil der reichen Ernte verloren ging.

Doch wäre es verfehlt, zu denken, daß ganz Ostpreußen nun in Schutt und Trümmern liegt. Es sind immer nur einzelne Ortschaften verwüstet, und auch diese niemals gänzlich, selbst in den Grenzkreisen nicht. Fernab von den großen Heerstraßen haben viele Bewohner ihr Gut unbeschädigt erhalten, besonders, wenn sie nicht geflohen waren. Das war allerdings stets ein Spiel auf Leben und Tod. Viele haben es gewonnen und profitieren bei den hohen Preisen für Lebensmittel jetzt doppelt und dreifach.

Aber selbst in den zerstörten Ortschaften blüht allmählich wieder neues Leben empor. Auf der hochragenden, kahlen Giebelmauer einer verbrannten Scheune sah ich ein Storchpaar fröhlich nisten und brüten. Ueber das Gemäuer einer im Vorjahre zusammengeschossenen Dorfschule wuchert heute wilder Wein in dichten, grünen Wellen. Zukunftshoffnung! Der Segen der Felder schafft neuen Mut. Und wenn auch von jenseits der Grenze täglich noch dumpfer Geschützdonner mahnend herüberbrüllt, so ist doch ein rechter Ostpreuze nicht unterzukriegen. Es muß auch hier wieder Frühling werden und schöner als zuvor!

## Lustige Ecke



### Aus dem illustrierten Shakespeare.

„Unheil, Du bist im Zuge!“

### Schlechtes Gewissen.

„Warum lassen Sie denn Ihre Alpenmilch-Anzeige nicht mehr in das „Tageblatt“ rücken?“

„Weil Sie sie mir's letzte Mal unter „Vermischtes“ gedruckt haben!“

### Gestörtes Vergnügen.

„Nun, Herr Schneidermeister, wie haben Sie sich denn gestern im Lustspiel-Theater amüsiert?“

„Gar nicht! Es waren so viele im Theater, die mir noch Geld schuldig sind!“

### Bezeichnend.

Neumann: „Ich sage Ihnen, meine Frau zankt sich mit sämtlichen Hausbewohnern.“

Altman: „Ja, sie ist ein wahres Hausfriedensbrechmittel!“

### Mitleid.

Der kleine May findet beim Essen ein Haar in der Suppe. Die Mutter sieht es und macht der Köchin Vorhalt. Nach dem Essen schleicht May in die Küche und sagt tröstend zur Köchin: „Ich hätte das Haar schon mitgegessen; aber es war zu lang!“

### Noch nicht.

Kriminalkommissar: „Haben Sie in der Einbruchssache schon neue Entdeckungen gemacht?“

Kriminalschuzmann: „Noch nicht, ich muß erst die Zeitungen lesen!“

### Schlussfolgerung.

Patrouille: „Ich glaube, es sind Russen in der Nähe, hier riecht's nach Schnaps!“

### Beweis.

Herr (zu einem kräftigen Bettler): „Mir scheint, Sie sind arbeitscheu!“ — Bettler: „Ich kann Ihnen eine Photographie zeigen, wo ich drauf Holz säge!“

### Grob.

Gast (schlägt mit der Faust ärgerlich auf den Tisch): „Aber Kellner, zum wievielften Male rufe ich Ihnen jetzt schon zu, daß Sie mich bedienen sollen!“

Kellner: „Zählen Sie's doch selbst, ich habe keine Zeit!“

### Stolz.

Der kleine Seppel (beim Nachhausekommen): „Mutter, diesen Abend sind wir rausgeschmissen worden — ich auch!“

### Zm Restaurant.

„Du hast Austern gegessen, Wein getrunken, und gibst dem Kellner nur zwanzig Pfennig Trinkgeld?“

„Ist das nicht genug bei den schlechten Zeiten?“

### In der Instruktionsstunde.

Stabsarzt: „Und wie lange wird bei einem Ertrunkenen die künstliche Atmung fortgesetzt?“

Musketier: „Bis der Mann tot ist!“

### Der Aviatiker.

„... Ich muß den Brief dem Herrn Baron eigenhändig zustellen.“

„Das wird schwer gehen — er ist gerade in der Luft!“

### Aus dem Examen.

„Was werden Sie tun, Herr Kandidat, wenn Sie beim Zahnziehen einem Patienten den Zahn abbrechen?“

„Ich werde ihn mit der Versicherung trösten, daß derlei ja sehr häufig vorkommt!“

### Gehorsam.

Richter: „Angeklagter, Sie sind beschuldigt, in jener Wohnung die Flurtüre eingestossen zu haben. Wie kamen Sie dazu?“

Angeklagter: „Aber Herr Gerichtshof, es stand ja druff: „Bitte zu stoßen!““

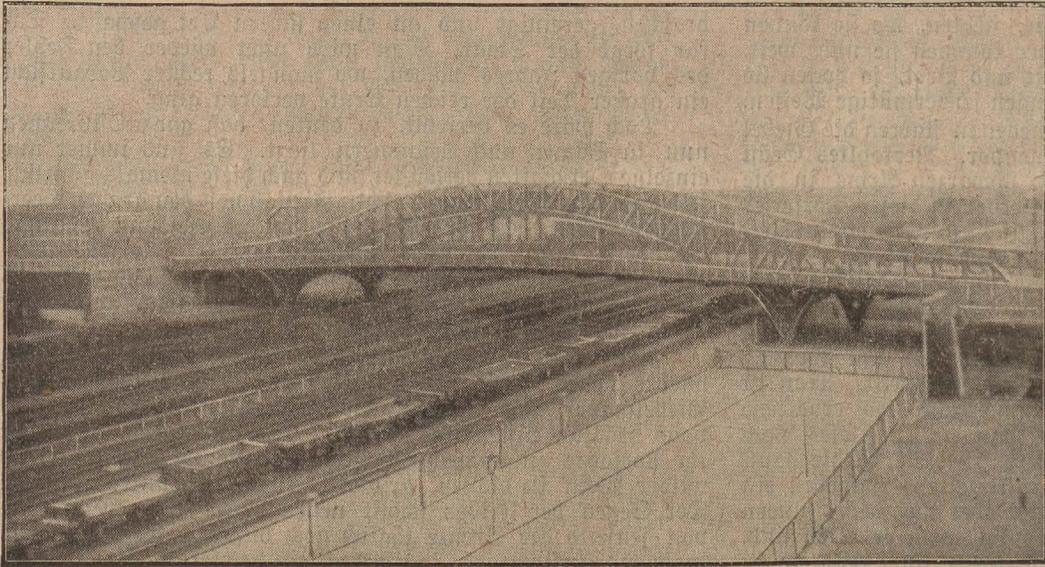
### Unsere Formalitäten.

Büro-Chef (zum Kanzlisten): „Diesen Brief an das Präsidium müssen Sie noch einmal schreiben. Sie haben ihn nur mit „ergebnis“ unterzeichnet — das klingt zu hochmütig!“



### Ehrliches Geständnis.

Herrenreiter (als Offizier eine feindliche Patrouille verfolgend): „Da habe ich sonst immer bestritten, daß die französischen Pferde besser laufen als die deutschen. Jetzt muß ich es aber doch zugeben!“



Oberes Bild links:  
Die Gindenburgbrücke in Berlin. Die dritte „Millionenbrücke“ in Berlin, welche im Zuge der Bornholmer Straße liegt und dort über das riesige Eisenbahngelände der Stettiner Bahn führt, ist nunmehr eingeweiht worden. Sie hat mit Erlaubnis des Generalfeldmarschalls v. Gindenburg dessen Namen erhalten.

Oberes Bild rechts:  
Ein 70-jähriger Ritter des Eisernen Kreuzes. Der Schlächtermeister Hub, der seit 40 Jahren in Helsingborg in Schweden lebt, trat bei Kriegsausbruch bei demselben Regiment ein, bei dem er schon 1870 für sein Vaterland gekämpft hatte.

Mittleres Bild:  
Von Kriegsschauplatz in Tirol: Tiroler Schützen marschieren über eine Brücke.

Unteres Bild links:  
Ein russisches Maschinengewehr an der deutschen Front in Feuerstellung gegen die Russen.

Unteres Bild rechts:  
Ein türkischer Vorposten, der seinen Körper vollständig mit Laubwerk umwickelte. In dieser Verkleidung trock er bis unmittelbar an die englischen Stellungen, wo er gefangen wurde.

